

Natürliche Morphologie

RÜDIGER HARNISCH

»Natürlich« im Kontext der Sprachtheorie ist ein Terminus, also in der Bedeutung festgelegt und deshalb nicht frei für Konnotationen, wie sie die Verwendung des Begriffs in der Gemeinsprache evoziert. Genau damit wurde und wird die »Natürlichkeits«-Theorie aber immer wieder konfrontiert, auch von Linguisten, die sich entweder in das Assoziationsfeld des gemeinsprachlichen Begriffs und seiner Antonymik (natürlich – künstlich, Natur – Kultur) ziehen lassen oder von einem andern linguistischen Begriff des »Natürlichen«, nämlich von den sog. »natürlichen« Sprachen (also nicht Plan- oder formalen Sprachen) ausgehen und dann sinngemäß fragen, ob »natürliche« Sprachen denn nicht selbstredend »natürlichen« Struktur- und Wandelprinzipien folgen müssten und wie es denn in solchen Sprachen überhaupt anderes als »Natürliches« geben könne.

PLURALE 2
(2003), 95-108

Der sprachtheoretische Begriff der »Natürlichkeit« in der Morphologie (und Syntax) hat indessen folgenden Hintergrund: Man kann die morphologische Natürlichkeitstheorie als Teildisziplin der Semiotik und der Kognitionswissenschaft betrachten, also als Zweig der Theorie des sprachlichen Zeichens und seiner psychisch-mentalenen Verarbeitung. Die Natürliche Morphologie beschäftigt sich von daher mit der menschlichen Kategorisierung der Welt und der sprachlichen Kodierung dessen. Die Phylogenese des Erkenntnisvermögens, also sozusagen die »Natur«-Geschichte des »Geistes«, hat beim sprechenden Menschen unter anderem Kategoriensysteme hervorgebracht, deren Subkategorien er danach bewertet, welche ihm psychisch näher oder ferner liegen, »normaler« oder »eher abweichend« vorkommen; und das heißt auch:

danach, ob sie für ihn in kognitiver und – was den sprachlichen Bereich selber und darin speziell die »Inhalts«-Seite des sprachlichen Zeichens betrifft – semantischer Hinsicht schwächer oder stärker »markiert« sind.

Was die »Ausdrucks«-Seite des sprachlichen Zeichens angeht, wird von den Sprechern eine Übereinstimmung der formalen Merkmalshaftigkeit mit den Markiertheitswerten der semantischen Kategorien präferiert. Besteht diese Übereinstimmung, wird die sprachliche Kategoriensymbolisierung »natürlich« genannt, besteht sie nicht, liegt Symbolisierungs-»Markiertheit« vor. An ein paar wenigen Beispielen sollen die beschriebenen Schritte der kognitiven Kategorisierung, der semantischen Markiertheitsbewertung und der formellen Abbildung dieser Werte exemplifiziert werden.

Was den Sprechern zum Beispiel zeitlich oder räumlich näher / für sie offener zutage liegt, gilt ihnen als weniger markiert, was ihnen ferner/ verborgener liegt, als stärker markiert. Die außersprachliche Subkategorisierung von ›Zeit‹ in ›Gegenwart‹ und ›Vergangenheit‹ schlägt sich sprachlich in der ›Tempus‹-Kategorie und ihren semantischen Subkategorien ›Präsens‹ und ›Präteritum‹ nieder. Erstere gilt als semantisch weniger markiert (»<sem«), letztere als stärker markiert (»sem>«). Wenn das semantisch Markierte dann auch formal merkmalshaltiger kodiert wird (»sym>«) und umgekehrt das semantisch Unmarkierte merkmalsärmer (»<sym«), liegen »natürliche« Symbolisierungen vor.

	Kategorie	Subkategorien	
kognitiv	›Zeit‹	›Gegenwart‹	›Vergangenheit‹
semantisch	›Tempus‹	›Präsens‹	›Präteritum‹
semantische Markiertheitsbewertung		<sem	sem>
formale Merkmalshaltigkeit		(ich) kauf-e	(ich) kauf- <u>t</u> -e
formale Merkmalshaltigkeitsbewertung		<sym	sym>
Übereinstimmung »a _{sem} : a _{sym} «		<sem : <sym	sem> : sym>
Natürlichkeitsbewertung		›natürlich«	›natürlich«

Für die ebenfalls angesprochene Kategorie der ›räumlichen Nähe/ Ferne‹ sähe eine entsprechende Systematik folgendermaßen aus:

	Kategorie	Subkategorien	
kognitiv	»Raum«	»Nähe«	»Ferne«
semantisch	»ubi«	»hic«	»ibi«
semantische Markiertheitsbewertung		<sem	sem>
formale Merkmalhaltigkeit		<i>vor</i>	<i>hint-er</i>
		<i>auf</i>	<i>unt-er</i>
formale Merkmalhaltigkeitsbewertung		<sym	sym>
Übereinstimmung » α sem : α sym«		<sem : <sym	sem> : sym>
Natürlichkeitsbewertung		»natürlich«	»natürlich«

Dem Publikationsort dieses Artikels zu Ehren sei, die Exemplifizierung abschließend, noch die semantische Kategorie »Numerus« mit ihrer Subkategorie »Plural« nach dieser Systematik behandelt:

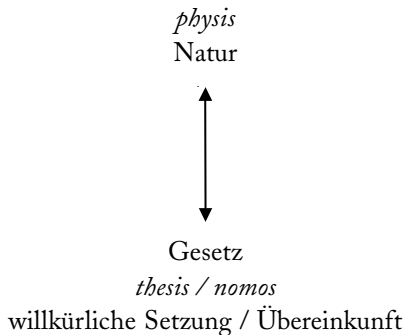
	Kategorie	Subkategorien	
kognitiv	»Anzahl«	»Einzahl«	»Mehrzahl«
semantisch	»Numerus«	»Singular«	»Plural«
semantische Markiertheitsbewertung		<sem	sem>
formale Merkmalhaltigkeit		<i>Frau</i>	<i>Frau-en</i>
formale Merkmalhaltigkeitsbewertung		<sym	sym>
Übereinstimmung » α sem : α sym«		<sem : <sym	sem> : sym>
Natürlichkeitsbewertung		»natürlich«	»natürlich«

Allen Beispielen ist gemeinsam, dass eine semantische Besonderheit (eine Abweichung vom Unmarkierten, »Normalen« oder wie immer man es nennen mag) immer auch formal hervorgehoben (mit morphologisch substantiellen Merkmalen versehen) ist: »Präteritum« mit *t*-Suffix, »ibi« mit *er*-Suffix, »Plural« mit *en*-Suffix. Alle unmarkierten (>normalen« o.ä.) Bezugskategorien im Paradigma dagegen bleiben ohne formalen Marker. Solche Verhältnisse werden »konstruktionell ikonisch« genannt, ist doch dabei die semantische Asymmetrie in der Konstruktion der Wortform gleichsam »abgebildet«: Ein inhaltliches »Extra« bekommt auch ein ausdrucksseitiges, fehlt ein solches semantisch, wird dafür

auch keine formale Substanz bereitgestellt. Der »ikonische« Zeichentyp ist also nicht auf direkte, zum Beispiel lautsprachliche Mimesis wie bei Onomatopoetika des Typs *Wauwau* »Hund« oder *Kikeriki* »Hahn« beschränkt, sondern findet sich auch in abstrakteren sprachlichen »Abbildungs«-Verhältnissen wie hier in solchen zwischen semantischen Kategorien und der Bauweise morphologisch komplexer Wörter.

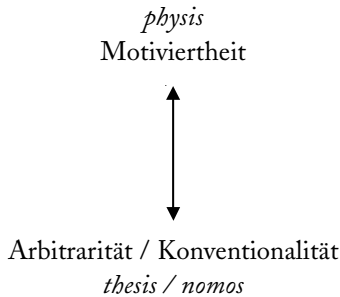
Je mehr von der Wortbedeutung auf die Ausdruckssubstanz »abfährt«, desto motivierter ist der sprachliche Ausdruck, desto »richtiger« sind die »Namen«. Die Natürliche Morphologie stellt sich damit in die kratyleische Tradition: insofern nämlich, als sie unterstellt, dass die Sprecher am liebsten, das heißt, wenn sie darin nicht gestört würden, nur solche motivierten, transparenten, konstruktionell ikonischen, *in toto* also »natürlichen« Wortformen bilden und verwenden würden. Diese naturalistische Sicht vertritt Kratylos gegenüber seinem Kontrahenten Hermogenes, der für einen ebenso idealistischen Gegenentwurf, eine konsequent »konventionalistische« Sicht einsteht, nach der alle Wörter und Formen unmotiviert, willkürlich gesetzt und nur durch Konvention unter den Sprechern für den Gebrauch gesichert und kommunikativ handhabbar gemacht würden.

Den Begriff der »Natürlichkeit«, der wie gesehen so stark zur Einspannung in Begriffsfelder bis hin zur Antonymik herausfordert, können wir also durchaus im Sinne dessen, was die sprachwissenschaftliche Natürlichkeitstheorie mit ihm meint, in ein solches klassisches Wortfeld einspannen, indem wir *physis* (Natur) gegen *thesis* bzw. *nomos* halten:



Dabei steht *physis* für die Natur, das Natürliche, das natürlich Gewachsene und in seiner »natürlichen« Richtigkeit nicht Anzweifelbare. Im linguistischen Sinne »natürlich« ist dann das, was die Natur abbildet, dem Abgebildeten mimetisch, konstruktionell oder auf noch andere Weise nah oder ähnlich ist. Ins Zeichentheoretische übersetzt, haben wir es hier mit »Motiviertheit« zu tun.

Dagegen steht *thesis* für das Gesetzte und insofern Willkürliche, das nach einer Fundierung in der »Natur« im obigen Sinne gar nicht fragt. Es bedarf aber in der Gemeinschaft einer (stillschweigenden) Verabredung darüber, was man unter dem willkürlich Gesetzten verstehen will. Es ist also ein Komplement vonnöten: *nomos*, das für das Herkommen und Gewohnheitsrechtliche des Festgesetzten und für das Übereinkommen steht, das Festgesetzte in einer bestimmten Weise zu gebrauchen. Zeichentheoretisch gesprochen haben wir es hier also mit »Arbitrarität« und ihrer Bändigung oder Heilung durch »Konventionalität« zu tun.



Es war von Idealisierungen die Rede, in Bezug auf Natürlichkeit hier von einer sozusagen »ungestörten« Morphologie. Die Erfahrung lehrt nun jedoch, dass es diese nicht gibt. Störungen kommen dabei aus andern, der Morphologie benachbarten sprachlichen Komponenten, die eigenen und damit andern als morphologischen, zum Beispiel lautlich-artikulatorischen Natürlichkeitsprinzipien folgen, so dass es zu Natürlichkeitskonflikten unterschiedlicher Teilsysteme eines sprachlichen Gesamtsystems kommen kann.

Zum Beispiel neigen Sprecher aus Gründen der phonologischen Natürlichkeit zu Reduktionen in unbetonten Silben, zu Assimilationen von benachbarten lautlichen Segmenten oder gar zu ihrer Verschmelzung. Flexivische Marker, die überwiegend in solchen unbetonten Wortteilen stehen, werden dadurch undeutlich oder verschwinden ganz, das heißt morphologisch natürliche Strukturen (transparente Wortgliederungen in lexikalische Stämme und flexivische Suffixe) werden geschädigt oder gehen verloren – wenn das nicht durch reaktive morphologische Prozesse geheilt wird.

transparente Struktur	Verschmelzung von Morphemen	reaktive Morphologie
morphologisch natürlich (phonologisch ›schlecht‹)	phonologisch natürlich (morphologisch ›schlecht‹)	morphologisch natürlich (morphologisch wieder ›besser‹)
<i>hab-en</i>	> <i>hab'n</i> > <i>hab'm</i> > <i>ham</i>	
<i>ge-essen</i>	> <i>g'essen</i> > <i>gessen</i>	> <i>ge-gessen</i>

Morphologische Unregelmäßigkeiten (wie die innerparadigmatische Alternation der Stämme *trag/träg* bei den Formen *trag-e/träg-t*), also Produkte von ›Störungen‹ einer natürlichen Morphologie durch natürliche lautliche Prozesse (hier Umlautung durch ein *i* im alten Suffix *-it*), können jedoch durchaus auch kognitiv-psychische Vorteile in der Sprachverarbeitung haben. Durch formale Abweichung schon der Stämme voneinander erhöht sich die Distinktivität von Wortformen, die in einem Paradigma alternieren, ins Lexikalische hinein. Diese Distinktivität ist bei Wörtern und Wortformen, die psychisch nahe liegen und entsprechend häufig gebraucht werden, von Nutzen. Die Phonologie hat, wie beim obigen Beispiel zu sehen, der Morphologie ein Mittel an die Hand gegeben, von dem letztere sozusagen dankbar Gebrauch macht. Weil es offensichtlich (universell oder ›nur‹ durch Systemnotwendigkeiten) gut ist, die Kategorie der ›3. Person Singular‹ formal abzuheben, wird dieser formale Unterschied sogar auf Fälle übertragen, denen das mangels lautlicher Bedingungen sprachgeschichtlich gar nicht zukommt, so bei *frag-e/fräg-t* (und sogar *frag* statt *fragte* analog *trug*).

Ein extremer Typ der quasi-lexikalischen Herstellung grammatischer Distinktivität ist die sog. »Suppletion« bei der Stämme aus Paradigmen zwar bedeutungsverwandter, aber etymologisch unterschiedlicher Lexeme zu einem neuen, gemischten Paradigma zusammengestellt werden, z.B. *bin/ist/sind/war* mit vier verschiedenen Wortstämmen im Vergleich zu *kauf-e/-t/-en/-te* mit immer gleichem Wortstamm *kauf*. Es kann also trotz höherem Memorierungsaufwands offenbar ökonomischer sein, bei häufig gebrauchten (vorkommensfrequenten) Formen auf gebrauchsfertig gespeicherte lexikalisch distinkte, d.h. morphologisch unregelmäßige, Einheiten zuzugreifen statt sich morphologisch regelmäßige Einheiten über ein grammatisches Regelwerk erst »umständlich« herzustellen.

Störungen kommen aber auch aus dem Überlieferten und seiner – zumindest übergangsweisen – normativen Kodifizierung. Jede neue Sprechergeneration hat sozusagen mit dem sprachsystemischen Erbe umzugehen, das ihr die vorausgehende Generation hinterlassen hat und in das bestimmte systemdefinierende Eigenschaften, darunter auch markierte, nicht-ikonische usw., zunächst einmal festgeschrieben sind. Diese empirischen Fakten haben die Sprachtheorie dazu veranlasst, zwischen einer universellen (der oben dargestellten kognitiv begründeten) Natürlichkeit und einer systembezogenen zu unterscheiden, die jene Kräfte ins Natürlichkeitskalkül einbezieht, die das System stabil halten und ihm angemessen sind, das heißt: zu den »nun einmal« für eine Sprache (besser: für ein Sprachstadium) geltenden Parametern passen.

Als morphologisch optimal »natürliche« Konstruktionen wurden oben solche wie *Frau/Frau-en* »Singular/Plural« vorgestellt, die konstruktionell ikonisch, transparent und dem Prinzip »eine (und nur eine) Form – eine (und nur eine) Funktion« verpflichtet sind. Nicht mehr ideal sind dagegen Abweichungen – nach unten, aber auch nach oben. Die innerparadigmatische Opposition *Tochter/Töchter* zum Beispiel ist schwächer ikonisch, weil die Pluralanzeige nicht über ein eigenes separates Suffix erfolgt, sondern kontigüe mit dem Stamm, was zu einer unter Natürlichkeitsaspekten unerwünschten Varianz des lexikalischen Morphems führt (*Töchter*: »eine Form – zwei Funktionen«),

nämlich Anzeige der lexikalischen Bedeutung ›Tochter‹ und der grammatischen Bedeutung ›Plural‹). Die Singular/Plural-Alternation *Mädchen/Mädchen* ist überhaupt nicht mehr ikonisch, weil beide Formen identisch sind und der Numerusunterschied nicht an unterschiedlichen Wortformen deutlich wird. Im Paar *Sohn/Söhne* dagegen wird unter Gesichtspunkten der universellen Natürlichkeit sogar zuviel des Guten getan, denn es liegt eine über-ikonische Konstruktion vor, bei der eine Funktion (Pluralanzeige) von zwei formalen Mitteln übernommen wird: Suffix und Umlaut.

		Singular	Plural
über-ikonisch		<i>Sohn</i>	<i>Söhne</i>
ikonisch		<i>Frau</i>	<i>Frauen</i>
unter-ikonisch:	schwach ikonisch	<i>Tochter</i>	<i>Töchter</i>
	nicht ikonisch	<i>Mädchen</i>	<i>Mädchen</i>

Umlaut war einmal rein lautlich bedingt. Der Umlautungsprozess folgte lautlichen Natürlichkeitsprinzipien, also solchen, die einer andern sprachsystemischen Komponente entstammen. Hier handelt es sich um artikulatorisch bedingte (und insofern lautlich »natürliche«) Assimilationsbestrebungen, die Vokale in Nachbarsilben betreffen. In diesem Falle zogen *i/j*-Laute, also hohe vordere (Halb-)Vokale, hintere (und zum Teil tiefere) Vokale vorausgehender Silben auf ihre Seite, machten also höhere und weiter vorn liegende Vokale aus ihnen (so *ä/e* aus *a*, *ö/o* aus *o*, *ü/u* aus *u*, *äu/eu* aus *au*). Das war phonetisch natürlich, störte aber die morphologische Natürlichkeit, denn es führte zu den schon erwähnten lexikalischen Varianzen: z.B. wurde aus ursprünglichem *gast/gasti* (Singular/Plural von ›Gast‹ mit einheitlichem Wortstamm) im Althochdeutschen *gast/gesti* mit einer sogenannten »Stammallomorphie« (Stamm-Varianz) von *gast* und *gest*. Da diese Umlautung sehr viele Wortpaare betraf, wurde sie aber zu einem verbreiteten Muster in morphologischen Paradigmen (wie hier zum Beispiel in dem der Numeruskennzeichnung). Die Sprecher machten aus der lautlich bedingten Not dann quasi eine morphologische Tugend, benutzten den Stammvokalwechsel als Anzeiger markierter morpho-

semantischer Kategorien und übertrugen ihn selbst auf Fälle, bei denen die ursprünglich lautliche Bedingung eines Folge-*i/j* gar nicht gegeben war (wie im Beispiel *Tochter/Töchter*; vgl. noch ahd. *tohter/tohter*). Obwohl also nicht ideal ikonisch und insofern universell nicht voll »natürlich«, wurde Umlaut als morphologischer Marker zu einem systemintern »natürlichen« sprachlichen Kennzeichnungsmittel, das funktionale Belastung übernehmen kann, wo andere Mittel nicht zur Verfügung stehen: Das schwach ikonische nhd. *Tochter/Töchter* ist immer noch besser als das entsprechende nicht-ikonische ahd. *tohter/tohter*.

Wo dann mit morphologischen Mitteln, also Eingriffen in die Wortstruktur, nicht mehr zu helfen ist, kann eine andere Nachbar-komponente der Morphologie, die Syntax, einspringen. Die am Wort nicht mögliche Singular/Plural-Unterscheidung bei *Mädchen* wird dann auf Satzebene geleistet: durch Hinzufügen der disambiguierenden Artikel *das/die* (*Mädchen*). So ist das sprachliche System in unterschiedliche Komponenten geschichtet (v.a. in die lautliche Ebene unterhalb der Morphologie und die syntaktische oberhalb von ihr), die jeweils ihren eigenen Natürlichkeitsprinzipien folgen und sich gegenseitig – störend oder helfend – beeinflussen.

Von einer Generation wird an die nächste immer nur ein in bestimmter Weise ausbalanciertes System weitergegeben, welches das instabile Ergebnis von im System einander widerstrebenden Natürlichkeitsprinzipien ist und zu jeder Zeit wieder in Ungleichgewicht kommen kann. Doch geschieht dies nie revolutionär, sondern immer nur evolutionär, da bestehende systemdefinierende Struktureigenschaften eine natürliche Trägheit aufweisen und aus kommunikativen Gründen (Ermöglichung der sprachlichen Verständigung zwischen und in den Generationen) aufweisen müssen. Wir können den Gegensatz von *physis* versus *thesis/nomos* also auch auf die Grundunterscheidung der Natürlichkeitstheorie in universelle (kognitiv begründete) und system- (also einzelsprachstruktur-) bedingte Natürlichkeit anwenden und innerhalb der *physis* nach komponentenspezifischen Natürlichkeitsprinzipien differenzieren, z.B. nach »natürlicher« Ausspracherleichterung in der lautlichen und »natürlicher« konstruktions-ikonischer Bedeutungskodierung in der morphologischen und syntaktischen Komponente.

<i>physis</i>	↔	<i>thesis/nomos</i>
Universelle Natürlichkeit der Natur des menschlichen Geistes Gemäßes		Systembezogene Natürlichkeit/ Einzelsprachliche Normalität
je eigene Natürlichkeits- prinzipien auf den Ebenen von Syntax Morphologie Lautung		von der Vorgängergeneration Hergekommenes, zunächst festgesetztes (aber veränderbares) Übergebenes

Eine dritte, ganz andere Art von ›Störung‹ für die morphologische Natürlichkeit kommt aus dem Außersprachlich-Gesellschaftlichen. Hier geht es um Gegensätze zwischen »Natur« und »Kultur«, zwischen *physis* und *techné* (zwischen »Natur/Natürlichkeit« und »Kunst/Künstlichkeit«). Sowohl die universelle als auch die systembezogene Natürlichkeit in ihren strukturbildenden und wandelbedingenden Potenzen sind kognitiv, sprachlogisch und grammatisch fundiert. Sie stehen damit auf der Seite von »Natur« und »Natürlichkeit« im hier maßgeblichen sprachtheoretischen Sinne. Ihnen gegenüber stehen auf der Seite von »Kultur« bzw. »Künstlichkeit« strukturbildende und -verändernde Kräfte, die auf bewusstes soziales Sprachverhalten gegründet sind.

Wenn so zum Beispiel die Sprecher beim zeitlichen Übergang zu einer neuen Sprachstufe die alte Plural(!)-Form *Mann*, die sich nicht vom Singular *Mann* unterschied, verwerfen und eine neue Pluralform *Männer* bilden, so tun sie das aus Gründen der universellen Natürlichkeit, die konstruktionell ikonische Formen allgemein präferiert, und aus Gründen der systembezogenen Natürlichkeit, weil in der betreffenden Sprache das *er*-Suffix und der Umlaut herkömmliche angemessene Pluralbildungsmuster (von Nicht-Feminina) sind.

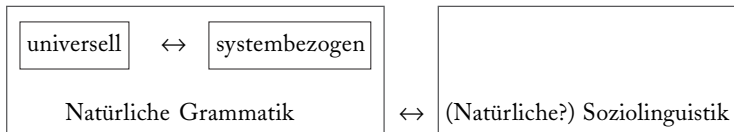
Wenn aber jemand in einem Alltagsgespräch die Pluralform *Aromas* verwendet, es anlässlich einer Nachfrage im Parfümfachverkauf aber für angemessener hält, sich nach *Aromen* zu erkundigen, und gegenüber einem Diplom-Pharmazeuten gar erkennen lässt, dass er den Fremdwortplural *Aromata* der Herkunftssprache beherrscht, haben wir es mit

einer sozial bedingten morphologischen Stratifikation vor kulturellem Hintergrund zu tun. Wenn es dazu kommt, dass aus Gründen des Sozialprestiges eine Form *Aromas* alltagssprachlich nicht mehr verwendet würde (ähnlich wie es die Form *Firmas* schon hinter sich haben dürfte), sondern *Aromen* üblich würde (wie *Firmen*), läge ein Fall von sozial, nicht grammatisch initiiertem Wandel vor. Auch sozial bedingten Wandel könnte man, wenn man das Konzept des »natürlichen« dahin ausdehnen will, wegen der ethologischen Basis des menschlichen Sozialverhaltens »natürlich« nennen. Auf diese Weise bedingte Sprachveränderungen seien im Kontrast zu grammatisch initiiertem (unbewusstem) »Wandel« sozial initiiert (intendierter) »Wechsel« genannt.

<i>physis</i>	↔	<i>techné</i>
Natur		Kultur
Natürliche Grammatik (mit Natürlicher Morphologie)		(Natürliche?) Soziolinguistik (mit [Natürlicher?] Sozio-Morphologie)
universelle / systembezogene Natürlichkeit		(natürliche?) diastratische Sprachvariation
grammatisch ...		sozial ...
... bedingte Strukturen		... bedingte Varianten
... initiiert Wandel		... initiiert Wechsel

Die Natürliche Morphologie hat sich aus der Markiertheitstheorie des Prager Strukturalismus entwickelt, sie hat sich aber im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte auch intern weiterentwickelt, indem sie sich empirischen Befunden immer wieder stellte, daraus neue Theoreme entwickelte und sie in die Theorie integrierte. Nach ihren stark kognitivistischen und universalistischen Anfängen und den Postulaten einer idealen Morphologie wandte sie sich dem Umgang der Sprecher mit sprachspezifischen Systemzwängen und Störungen aus den den Nachbarkomponenten, vor allem aus der lautlichen, zu und machte die Unterscheidung in universelle und systembezogene Natürlichkeit sowie eine dezidiert komponentenübergreifende Morpho-Phonologie zu integrierenden Bestandteilen ihrer Theorie. Später reagierte sie auf die

Herausforderung durch die Theorie der morphologischen Ökonomie damit, dass sie morphologische Irregularitäten (also universell zunächst als markiert Erscheinendes) unter der Bedingung, dass die betreffenden Einheiten dem »psychischen Nahbereich« angehörten, als zusätzliches Natürlichkeitsprinzip anerkannte und somit Theoreme der Ökonomie-theorie in die Natürlichkeitstheorie einbaute. Schließlich richtete sie ihren Blick über den kognitiven, sprachverarbeitenden Bereich hinaus und hinüber auf den sozialen, sprachverhaltensorientierten Bereich, jedoch mehr, um sich als grammatische Disziplin von der soziolinguistischen abzugrenzen und damit das eigene Profil zu schärfen.



zeitliche Entwicklungsrichtung der Theorie

Die Natürlichkeitstheorie und mit ihr die Teiltheorie der Natürlichen Morphologie ist also nur ein, wenn auch wichtiger Baustein einer allgemeinen Sprachtheorie und Sprachwandeltheorie. Sie hat mehrfach ihre Entwicklungs-, Ausbau- und Integrationsfähigkeit bewiesen.

Literatur

Das Problem der Arbitrarität/Motiviertheit des sprachlichen Zeichens ist philosophiegeschichtlich bei

Walter Porzig: Die Richtigkeit der Namen. Kap. I in: ders.: *Das Wunder der Sprache*. Bern 1950

abgehandelt. Aus der Sicht der Natürlichkeitstheorie befasst sich

Wolfgang U. Wurzel: Platos ›Kratylos‹-Dialog. Oder: Von der Motiviertheit der morphologischen Formen. In: Neumann, Werner

/ Techtmeier, Bärbel (Hg.): *Bedeutungen und Ideen in Sprachen und Texten*. Berlin 1987, 120-131

mit diesem Aspekt der Geschichte der Zeichentheorie. Über die Anfänge der Natürlichen Morphologie und ihre weitere Entwicklung kann man sich gut bei

Wolfgang U. Wurzel: Skizze der natürlichen Morphologie. In: *Papiere zur Linguistik* 50 (1994), 23-50

informieren. Standardwerk der Morphologie in Perspektive der universellen Natürlichkeit ist

Willi Mayerthaler: *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden 1981.

Die systembezogene Natürliche Morphologie dagegen wird bei

Wolfgang U. Wurzel: *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*. Berlin 1984 entwickelt und in die Gesamttheorie eingearbeitet. Ein Sammelwerk mit Darstellung der universalistischen, systembezogenen und typologischen Aspekte der Natürlichen Morphologie stellen die

Leitmotifs in Natural Morphology, by Wolfgang U. Dressler / Willi Mayerthaler / Oswald Panagl / Wolfgang U. Wurzel. Amsterdam, Philadelphia 1987

dar. Morphologische *und* lautliche Natürlichkeit sowie Natürlichkeitskonflikte zwischen beiden Komponenten und Bestrebungen, lautliche Störungen morphologisch wieder zu kompensieren, werden für ein einzelsprachliches Gesamtsystem in

Rüdiger Harnisch: *Natürliche generative Morphologie und Phonologie des Dialekts von Ludwigsstadt*. Tübingen 1987

behandelt. Einen ökonomietheoretischen Gegenvorschlag zur Natürlichkeitstheorie macht

Otmar Werner: Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität. In: Boretzky, Norbert / Enninger, Werner / Stolz, Thomas (Hg.): *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren*. Bochum 1987, 289-314.

Zwischen beiden Theorieansätzen zu vermitteln versucht

Rüdiger Harnisch: Natürliche Morphologie und morphologische Ökonomie. Ein Vermittlungsversuch angesichts der Morphologien natürlicher Sprachen. In: *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 41 (1988), 426-437.

Eine Abgrenzung des natürlichen grammatischen Wandels vom sozial initiierten, gleichzeitig eine Skizze der Möglichkeiten, beides in einem Gesamtkonzept sprachlichen Wandels zusammenzuführen, bietet die Schrift von

Wolfgang U. Wurzel: *Grammatisch initiiertes Wandel*. Bochum 1994.

Eine »natürliche« Sozio-Morphologie wird diskutiert bei

Rüdiger Harnisch: »Natürliche« Sozio-Morphologie. Zum Verhältnis von systemischer und sozialer Markiertheit. Kap. 3 des Artikels »[Soziale Relevanz sprachlicher Ebenen:] Morphologie«. In: Ammon, Ulrich / Dittmar, Norbert / Mattheier, Klaus / Trudgill, Peter (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. ²Berlin (im Druck), Art. 65.